

ker oder schwächer zum Ausdruck kommen, nie aber in der Geschichte untergehen. So muß der stärkste Eindruck, den eine Ausstellung wie die SYNAGOGA gibt, das Wunder der Kontinuität sein, in dem Geschichte mehr ist als Ablauf von Fakten und Aneinanderreihung von Daten, vielmehr geistige Mission, Treue gegenüber dem Auftrag, der am Anfang des Bundes stand.

Dies kommt schon in der ersten Abteilung der Ausstellung zum Ausdruck, die unter dem Titel: „Die Bibel im Spiegel der Archäologie“ einen Blick auf die reichen Schätze tun läßt, die täglich im Hl. Lande ausgegraben werden. Spärlich noch sind die Funde und Zeugnisse aus der Patriarchenzeit bis zum Auszug des Volkes aus Ägypten: die Rekonstruktion einer kleinen kananäischen Kultstätte, Statuetten früher Gottheiten der hochentwickelten Stadtkultur der Kanaaniter, ägyptische Skarabäen. Nach der Epoche der Richter und Könige (1250—586 v. Chr.) ist es besonders die hellenistische, herodianische und römische Zeit, die durch die Schriftrollenfunde vom Toten Meer über die archäologische und theologische Fachwelt hinaus Interesse gefunden hat. Dem ist in der SYNAGOGA umfangreich Rechnung getragen worden; einmal durch zahlreiche Münzen, welche die politische und kulturelle Situation des Volkes unter den verschiedenen Einflüssen widerspiegeln. Die seit 1947 einsetzenden Schriftrollenfunde sind durch ein handgeschriebenes Faksimile der berühmten Jesaja-Schriftrolle aus der Qumranhöhle Nr. 1 und durch die Fotokopie eines Fragments der Schriftenrolle „Der Krieg der Söhne des Lichtes gegen die Söhne der Finsternis“ dokumentiert.

Nach der Zerstörung des Tempels im Jahre 70 n. Chr. und dem Bar-Kochba-Aufstand von 132 n. Chr. verlagerte sich das religiöse Leben — wie schon z. Zt. des babylonischen Exils — mehr und mehr in die Diaspora. Damit wuchs die Bedeutung der Synagoge als Versammlungs- und Gebetshaus der Gemeinde, liturgisch wie architektonisch etwas absolut Neues. Der Tempel der heidnischen Religionen ist das Wohnhaus Gottes, in dem nur einige Priester walteten. Die Gebetsstätte der Juden hingegen versammelte die Gemeinde in ihren Mauern. Eine solche Gebetsstätte wendet sich daher nicht vom Heiligtum her nach außen an die Betergemeinde, sondern sie verlegt, umgekehrt, das Gebetszentrum ins Innere des Hauses.

Man unterscheidet die Synagoge des frühen Typus (2. bis 7. Jahrhundert n. Chr.) baulich von denen des späteren. Die Synagogen frühen Typus sind so gebaut, daß Front und Haupteingang nach Jerusalem weisen, als ewiges Erinnerungszeichen (vgl. Dan 6, 11). Der Übergang zum späten Typus begann im 4. Jahrhundert. Wahrscheinlich ist an der Entwicklung dieses Typus die Diaspora in noch stärkerem Maße beteiligt. Hinzu kommen Einflüsse vom christlichen Basilikabau. Die *antike* Synagoge ist als Bindeglied zwischen der Kunst der zweiten Tempelperiode und der mittelalterlichen Synagogenkunst anzusprechen. Man übernahm den Basilikagrundriß mit seinen Mittelschiffstützen und fügte den von Säulen umgebenen Hof hinzu. An die Stelle des Altars, der Brand- und Dankopfer traten nun die gemeinsamen Gebete, Lesungen und das Lehrgespräch. Diese Ver-

geistigung des Gottesdienstes ist das wesentliche Merkmal der neuen synagogalen Epoche. Aus dieser frühen und antiken Zeit des Synagogenbaues ist der Fund des byzantinischen Fußbodenmosaiks aus einer Synagoge des 5. Jahrhunderts bei Tirat Zvi (z. Zt. Museum der Staatlichen Antikenabteilung Israels) das eindrucksvollste Ausstellungsstück. Die in der zweiten Abteilung zusammengestellten hebräischen Handschriften und Drucke sind zumeist aus den Forderungen des Kultus entstanden, wie die Thora-Rollen und Bibelhandschriften, oft aber auch zum persönlichen liturgischen und religiösen Gebrauch. Der große künstlerische Eifer ist freilich immer auf die Thora, entsprechend ihrer Bedeutung als erste und heiligste Grundlage des Kultus und Höhepunkt des synagogalen Gottesdienstes verwendet. Überall spiegeln sich Geist und Stil der Zeit und Umwelt wider.

17/12 Rosenzweig-Gedenken des Zürcher Lehrhauses

Zur Zehnjahresfeier des von ihm begründeten Lehrhauses, das im Geiste der Jahrtausende über drei Jahrzehnte hinweg die des von Franz Rosenzweig 1920 in Frankfurt begründeten wieder aufnahm, hatte *H. L. Goldschmidt* am 15. August 1961 *Norbert Nahum Glatzer* gewonnen (Professor an der Brandeis-University), den Nachlaßverwalter und Geisteserben Rosenzweigs (welcher am 25. Dezember 1961 erst 75 Jahre alt geworden wäre, wenige Monate nach Karl Barth).

„Glaube und Geschichte im Denken Franz Rosenzweigs“ treten — jedenfalls für das Alte Gottesvolk der Juden seit 70 („seitdem erwarten wir keine Propheten mehr, sondern nur den am letzten Tag“, Briefe, S. 78) — völlig auseinander; es ist „am Ziel“ (in der Liebe vor Gott), kennt keine Kriege (außerhalb der Welt, die den Frieden noch nicht besitzt), abgeschieden von jenen, die dem Ziel erst im Ringen und Kämpfen durch die Jahrhunderte hin entgegenstreben. Dies alles, entwickelte Glatzer überzeugend, sei gesagt gegen Hegels falschen Messianismus einer Identifikation von Geschichte und Glauben bzw. jeweils bestimmter historischer Momente mit dem vermeintlichen Gekommensein des Gotteskönigtums. Schon ältere rabbinische Tradition meine dem entgegen, daß Gott Sich nicht mehr in der Geschichte zu erkennen gebe. (Und auch Toynbee gestehe die Übernationalität und Außer-Geschichtlichkeit wenigstens als Aufgabe gerade dem jüdischen Volke zu.)

Dreißig Jahre später sei nun freilich *diese* Meta-Historie nicht mehr erlaubt, weil nicht mehr wahr, welche die Situation des noch voremanzipatorischen (vollends: vorzionistischen) Judentums verewigt habe, während heute der emanzipierte Jude sich voll identifiziere mit dem Versuch des Westens, innergeschichtlich das jüdisch-christliche Geschichts-erbe zu retten, ja erst recht zu verwirklichen, meinte der Vortragende, ohne zu bestreiten, daß wenn dieser „vielleicht letzte Versuch“, wie er ihn genannt hat, scheitern sollte, das alte Gottesvolk sich sehr eindeutig wieder in der von Rosenzweig gekennzeichneten Situation außerhalb einer von Gog und Magog bestimmten Geschichte befinden könnte — und das Neue dann mit ihm, ergänzen wir.

Es erfüllt uns mit Schrecken und Scham, wie in den letzten Monaten unsere jüdischen Mitmenschen in ihrer Ehre verletzt worden sind. Wir stehen solidarisch bei denen, die hier beleidigt und beschimpft werden.

Die Synode bittet den Rat zu veranlassen, daß die nach ihrer Meinung tiefliegenden Ursachen dieser Vorgänge gründlich erforscht, die vielschichtige Frage nach dem Verhältnis von „Kirche und Israel“ noch eingehender bearbeitet und das Ergebnis für die Gemeinden fruchtbar gemacht wird.

Wir empfehlen allen Gemeinden, das Wort der Provinzialsynode Berlin-Brandenburg vom Januar 1960 zu hören und zu beherzigen (s. o. S. 41 u. 43).

(4. Entschließung der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland. Vom 26. 2. 1960. Entnommen aus dem „Amtsblatt der Evangelischen Kirche in Deutschland“ (3/1960) Hannover, 15. 3. 1960. S. 92.)